



GOTTESDIENST

Christian Lehnert

Herab und hinauf

**Vom lutherischen
Gottesdienst**



VELKD

Vereinigte
Evangelisch-Lutherische
Kirche Deutschlands

Christian Lehnert

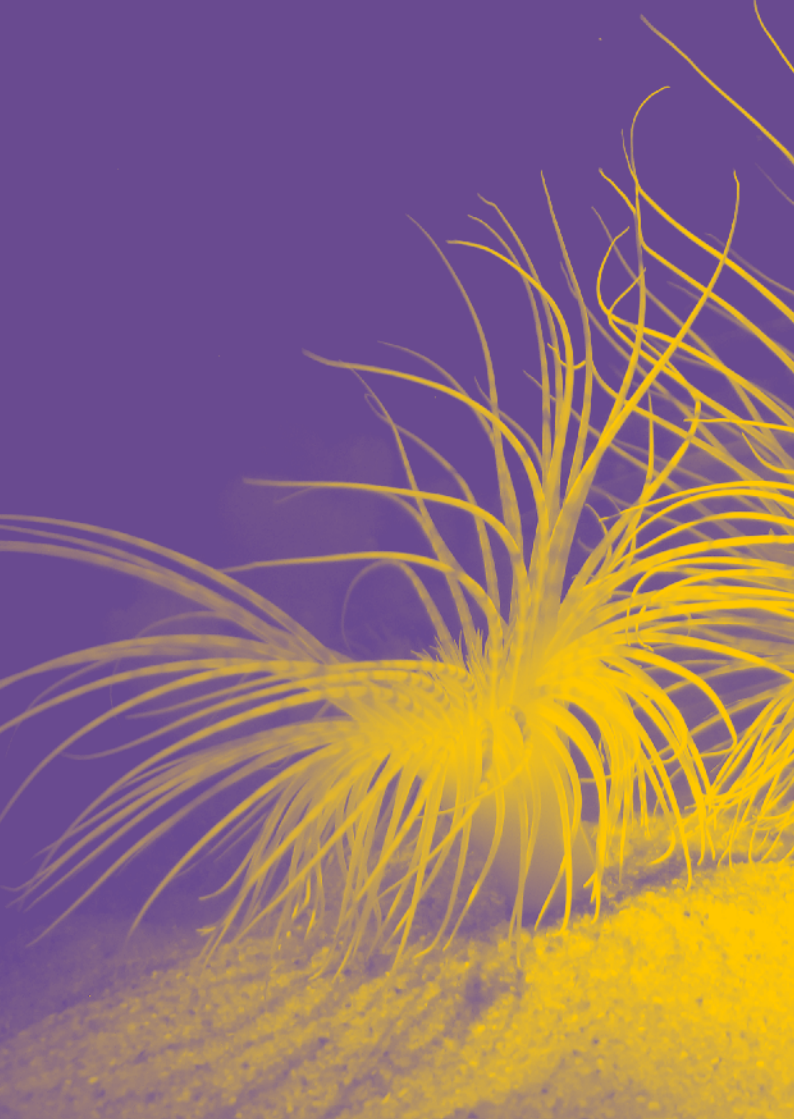
Herab und hinauf
Vom lutherischen
Gottesdienst



Inhaltsverzeichnis

Anfangs ein fremdartiges Bild	Seite 9
„Das eine steigt herab, das andere hinauf.“	Seite 13
Die Meßform	Seite 17
Die Eröffnung	Seite 19
Kyrie eleison	Seite 23
Ehre sei Gott in der Höhe	Seite 27
Das Tagesgebet	Seite 31
Die Lesungen	Seite 37

Das gemeinsam gesprochene Glaubensbekenntnis	Seite 45
Fürbitten und Kollektensammlung	Seite 51
Das Abendmahl	Seite 55
Fluß und Ufer: die Predigt	Seite 67
Segen	Seite 71
Die Sprache im Gottesdienst	Seite 75
Die Musik im Gottesdienst	Seite 83
„Im Husch da, im Husch vorüber“	Seite 87
Zum Ende der derbe O-Ton Luthers	Seite 91
Nachweise der zitierten Literatur	Seite 95



Anfangs ein fremdartiges Bild

Seeanemonen sind Weichtiere, die an Blumen im Meer erinnern. Bei Ebbe ziehen sie sich zusammen und liegen dann auf den Steinen wie Innereien. Aber sobald die Flut zurück ist, blühen sie auf, öffnen ihre feinen Tentakel und atmen das Meer. Diese festhaftenden Tiere sind von einer beweglichen Beschaffenheit. Sie schwingen mit dem Seegang und sind weich, wenn man sie berührt. Sie bestehen fast nur aus Wasser inmitten von Wasser und haben doch eine eigene Form und Farbe. Sie leben und wachsen im Meer.

Warum muß ich an diese Tiere denken? Der Gottesdienst, wie ihn Lutheraner gestalten und erleben, erscheint diesen Wesen in verschiedener Hinsicht sehr ähnlich. Wie die Seeanemonen das Wasser aufnehmen, sich öffnen und davon durchströmt werden, so sind auch unsere Gottesdienste. Sie sind durchdrungen von etwas Äußerem – man kann sagen: Sie existieren im endlosen Ozean Gottes. Dieses Meer, das sie von außen umgibt, bildet aber zugleich ihr Inneres, ist ihnen Nahrung und Substanz. Das Geheimnis Gottes ist unseren Gebeten und Gesängen und unserer Verkündigung innerlich und äußerlich zugleich. Die gottesdienstliche Liturgie richtet sich auf das Andere aus, sucht und erwartet den kommenden Gott, welcher sich doch zugleich in ihr ereignet und sie formt. Wie bei dem weichen Meerestier: Es hat einen offenen Mund, es atmet und trinkt das Wasser. Und wenn man eine Seeanemone in den Wellen sieht, muß man sie sich nicht singend vorstellen?



...

*Dieses untrennbare
Ineinander von
Angeredetwerden
und Antwort*

...



**„Das eine steigt herab,
das andere hinauf.“**

Der Gottesdienst nach Luthers Verständnis atmet:
Die Feiernden geben etwas fort, und sie nehmen auf.
Sie bringen etwas zu Gott, in Stille und Sprache und
Gesang, in Dank und Bitte; und sie hören und erfahren
eine Veränderung ihrer selbst. Sie äußern sich, indem
sie den fremden, gnädigen Zuspruch Gottes verinnerli-
chen. Menschen schauen im Gottesdienst auf, und sie
werden von Gott angesehen. Sie sprechen, und sie lau-
schen. Geradezu klassisch äußerte sich Martin Luther
bei der Einweihung der Schloßkirche in Torgau (1544)
dazu. Er sagte, „ daß unser lieber Herr selbst mit uns
rede durch sein heiliges Wort, und wir wiederum mit
ihm reden durch Gebet und Lobgesang“.¹

Und andernorts schreibt Luther von dieser Gegenbewegung: „Man darf also die beiden Dinge nicht durcheinanderbringen, die Messe und das Gebet, das Sakrament und das Werk, das Testament und das Opfer, weil das eine von Gott zu uns kommt durch den Dienst des Priesters und Glauben erfordert. Das andere steigt von unserem Glauben unter Vermittlung des Priesters bis hin zu Gott auf und zielt darauf ab, erhört zu werden. Das eine steigt herab, das andere hinauf.“²

Herab, hinauf. Wir empfangen und wir handeln. Wir werden angesprochen und wir geben Antwort. Das „darf man nicht durcheinanderbringen“ – doch verschwimmen beide Seiten im gottesdienstlichen Atem, in einer wechselseitigen Durchdringung, und nur dadurch werden sie kenntlich. Denn das „heilige Wort“ begegnet uns, es „kommt herab“, und darin redet Gott selbst. Aber dieses Geschehen des „heiligen Wortes“ wird erst im Glauben für uns wirklich und wahr. Unser Glaube antwortet, äußert sich und gibt von einer inneren Veränderung Zeugnis, die weit unser Verstehen und Wahrnehmen übersteigt.

Dieses untrennbare Ineinander von Anrede und Antwort ist wichtig und nach keiner der beiden Seiten aufzulösen. Einerseits gibt es im Gottesdienst keinen Punkt, weder in einem bestimmten Ritual noch in

einem Wortlaut, an dem wir Gott gewissermaßen hätten und wo er objektiv faßlich wäre. Nein, er bleibt immer auch unverfügbar. Der Gottesdienst ist auf sein fremdes Nahen angewiesen. Erfahren wird er im Glauben. Andererseits ist der Gottesdienst nicht allein eine Rede oder eine Performance, die Menschen machen. Er ist auch keine rein zeichenhafte Vermittlung von etwas, was diesen Darstellungen äußerlich bliebe – etwa von einer bestimmten Weltanschauung. Er ist keine fromme Unterhaltung und keine Lehrveranstaltung. Er ist auch keine Technik, um Gott spürbar zu machen. Nein, es pulst. Der Gottesdienst atmet. Wie die Seeanemone: ihr Äußeres, das Wasser, ist ihr Inneres, das Wasser. So auch Gott. Er ist unendlich mehr als alles menschliche Tun im Gottesdienst und ereignet sich doch mitten darin. Er bleibt uns fremd und kommt uns dabei näher, als wir uns selbst sind.



...

Weiterentwicklung einer jahrhundertealten Tradition

...



Die Meßform

Besonders deutlich wird das „Herab und hinauf“, das gottesdienstliche Ineinander von Anrede und Antwort in einer liturgischen Form, die das Luthertum wie keine andere prägte – in der Meßform. Lutheraner entwickelten sie aus der viele Jahrhunderte zurückreichenden Tradition der mittelalterlichen lateinischen Messe. Sie führten wesentliche Elemente fort und korrigierten problematische Entwicklungen, vor allem mißverständliche Formulierungen rund um das Abendmahl. Luther hat die Meßform in seinen liturgischen Ordnungen von 1523 („Formula Missae et Communis“) und von 1526 („Deutsche Messe und Ordnung Gottesdiensts“) übernommen, übersetzt und weiterentwickelt. Die Meßform ist geprägt von einem dauernden Wechsel der Perspektiven und einem Wirbel von Aufwärts- und Abwärtsbewegungen. Schauen wir auf einige wichtige Stationen, um uns den Tiefendimensionen unserer Gottesdienste zu nähern:

»

...

*Wir übernehmen Rollen
in dem Raum,
den Gott gewährt*

...

«

Die Eröffnung

Folgt man dem Evangelischen Gottesdienstbuch, steht am Anfang ein Votum, also eine feierliche Erklärung: „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.“ Diese Worte spricht die Liturgin vor der Gemeinde. Nicht wir beginnen den Gottesdienst, nicht unser Tun eröffnet ihn. Sondern wir handeln in Vertretung des dreieinigen Gottes und unter seiner Kraft und seinem Segen.

Zwar redet augenscheinlich ein Mensch – ein Liturg. Aber diese Worte meinen nichts, was ein Mensch von sich aus sagen könnte. Wir können sie nur hören und empfangen. Benannt wird ein unverfügbarer Anfang vor allem, was wir tun und machen können. Gott setzt ihn. Nicht wir haben das erste Wort.³ Wir werden durch diese Worte erst als Gemeinde gebildet.

Was für ein besonderer und heilsamer Augenblick, wenn der Name genannt wird, dem nichts vorausgeht! Genau genommen handelt es sich gar nicht um eine Benennung, sondern um das Zeugnis einer Offenbarung. In diesen wenigen Worten wird eine innere Geschichte von Gott erzählt, wie er sich uns zeigt – als Vater und Schöpfer, der alles durchdringt; als Jesus Christus, der am Kreuz starb und auferstand; und als Geist, der Menschen in diesem dreifachen Namen zusammenführt.

Das Votum nimmt bezeichnenderweise die Taufformel auf: „Ich taufe dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.“ Die Erinnerung an den Anfang einer jeden Gottesbeziehung, die nicht von uns her geschieht, sondern geschenkt ist, sie wird am Beginn des Gottesdienstes vergegenwärtigt.

„Das eine steigt herab, das andere hinauf.“ Hören und Sprechen fallen gleich zu Beginn des Gottesdienstes

in eins. Dem Votum schließt sich ein Wechselgespräch an. Der Liturg spricht der Gemeinde zu: „Der Herr sei mit euch!“ Die Gemeinde antwortet mit einem Gegenruß: „Und mit deinem Geist.“ Liturg und Gemeinde treten in Beziehung, sie übernehmen Rollen – und das genau in jenem Raum, den Gott gewährt, indem er uns naht und bei uns ist.

Am Anfang des Gottesdienstes ist alles offen. Die ersten Worte zeigen, daß hier etwas geschieht, was den selbstbestimmten und autonomen Menschen weit übersteigt. Das Wesentliche liegt vor uns selbst.



...

Ein religiöser Ur-Reflex

...



Kyrie eleison

„Kyrie eleison. Herr, erbarme dich.“ Dieser erste Meßgesang ist eine innige und unvermittelte Bitte um Erbarmen. Wenn die Gottheit naht, ist der Mensch in Gefahr. Mittellos ist sein Dasein, der Sprache entkleidet, des Eigenen entleert, wenn nur der Hauch einer Gottespräsenz die menschliche Wirklichkeit streift: „Weh mir, ich vergehe! Denn ich bin unreiner Lippen und wohne unter einem Volk von unreinen Lippen; denn ich habe den König, den Herrn Zebaoth, gesehen mit meinen Augen.“ (Jesaja 6,5) So überliefert die Bibel Worte des Propheten Jesaja, als dieser in einer Vision am himmlischen Gottesdienst teilnimmt. Die Nähe Gottes führte ihm augenblicklich in stehender Klarheit den eigenen Zustand vor Augen: die Schuldverflochtenheit und Gebrochenheit der eigenen Existenz. Die erste Reaktion, ein religiöser Ur-Reflex, wenn der allmächtige Gott naht, ist der Erbarmensruf – so auch in unseren Gottesdiensten.

Das Kyrie hat seinen Ursprung in vorchristlichen kultischen Begrüßungen der aufgehenden Sonne. „Helios, erbarme dich unser!“ sang man einst in Verehrung des Sonnengottes, wenn er heraufzog und den Tag brachte. Die römischen Kaiser erhoben die Sonnenverehrung zum Reichskult. Zog nun der Sonnenkaiser, der göttliche Herrscher und Kyrios in eine Stadt ein, sangen die staatstreuen oder die geknechteten Massen am Straßenrand diese griechischen Worte: „Kyrie, eleison. Herr, erbarme dich!“

Was lag für die frühen Christen näher, als ihren Kyrios, den Christus, als das wahre und befreiende Licht, mit eben diesem Ruf zu empfangen? Sie ergänzten: „Christe eleison. Christus, erbarme dich.“ Sie bekannten Christus als den kommenden und ewigen Herren, als die wahre Sonne am Horizont des Reiches.

Seit dieser Frühzeit christlicher Gottesdienste singen die Gemeinden oder sprechen das Kyrie – als Erbarmungsbitte und als Lobpreis des gegenwärtigen Christus. Er ist unser wahrer und einziger Herr. In seinem Licht zeigt sich die Gestalt unseres Lebens, unverdeckt und bloß, und alles wird überstrahlt von seinem Kommen, wenn er tröstet und heilt.



...

*Menschen-
und Engelsstimmen
sind vereint*

...



Ehre sei Gott in der Höhe

„Ehre sei Gott in der Höhe“, singt der Liturg, und die Gemeinde antwortet: „und auf Erden Fried, den Menschen ein Wohlgefallen.“ Die Worte des zweiten Meßgesanges Gloria in excelsis Deo weisen in zwei entgegengesetzte Richtungen. Wir sitzen in den Kirchenbänken und hören Engeln zu, höheren Mächten. Der Evangelist Lukas berichtet in der Weihnachtsgeschichte davon, wie Hirten auf dem Feld in der Nacht der Geburt Jesu zuerst diese Worte vernahmen: „Und alsbald war da bei dem Engel die Menge der himmlischen Heerscharen, die lobten Gott und sprachen: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden bei den Menschen seines Wohlgefallens.“ (Lk 2,13-14) Über uns als feiernder Gemeinde öffnen sich biblisch-bildlich andere Sphären. Wir werden mit diesem Gesang Zeugen eines Gottesdienstes in einer anderen Welt. Wir lauschen.

Das ist die eine Richtung: Der Gesang kommt herab.

Aber das Gloria ist auch eine intensive Gebetsanrufung. Wir loben den Gott, der uns Frieden, Shalom, bringen will. Wir stimmen ein in den Gesang aus der Höhe mit unseren menschlichen Stimmen. Wir singen betend mit. Unser Gesang steigt auf.

Eine Zwischenwelt schwingt. Menschen- und Engelsstimmen sind vereint. Dieser Hymnus (der zu Festtagen als Großes Gloria, EG 180.1, in vielen Gemeinden auch in vollständiger Form erklingt) stammt aus dem Osten des Römischen Reiches und wurde von griechisch sprechenden Christen am frühen Morgen gesungen, zum Sonnenaufgang. Er gehörte in die frühe Dämmerung, in das schwindende Dunkel zum Ende der Nacht, wenn erste Konturen und Farben erwachen und der Tau fällt – ein Gesang, in dem die neue Welt Gottes aufscheint.

Die Verse tauchten im lateinischen Westen dann zunächst in der weihnachtlichen Messe auf. Von dort drang der Gesang auch in die wöchentlichen Gottesdienste ein. So ist er uns überliefert. Bis ins zwölfte Jahrhundert durften einfache Priester das Gloria nicht anstimmen – das war Bischöfen vorbehalten. Zu verwirrend, zu gefährlich war wohl seine unentschiedene

Gestalt, die heimlichen Umschwünge und Resonanzen zwischen Menschen- und Engelszungenschlägen.

»

...

*Anrede,
Erinnerung,
Bitte
und Lob*

...

«

Das Tagesgebet

„Lasst uns beten!“ Mit diesen Worten wendet sich nun die Liturgin an die Gemeinde und spricht oder singt dann zum Altar ein Gebet. Tagesgebet wird dieser Abschluß des Eröffnungsteiles des Gottesdienstes genannt. Ein anderer Name ist: Kollektengebet. Er ist abgeleitet von dem lateinischen Verb: collegere. Das heißt soviel wie einsammeln oder zusammenlesen. Versammelt werden all die persönlichen Gebete, die unterschiedlichen Gefühle und Erwartungen, die Zweifel, die Hoffnungen und die Fragen, die jeden Einzelnen bewegen – und so formt sich die Gemeinschaft der Gläubigen.

Das Tagesgebet wechselt wöchentlich und zu jedem Feiertag und hat eine besondere Struktur. Es ist kurz, und man kann sagen: Es bildet verdichtet die Grundstruktur allen christlichen Betens ab, wie eine „Kurze Sprachlehre des Gebetes“. In vier Schritten geschieht das:

1) Schon der erste ist ein Abenteuer. Gott wird benannt und angesprochen. Als Gott dem Hirten Mose in der Wüste in einem brennenden Dornbusch erschien, hatte er auf die Frage nach seinem Namen geantwortet: „Ich werde sein, der ich sein werde.“ Das war die Verweigerung eines Namens. Gott bleibt namenlos, er geschieht immer neu und unerwartet, unvorhergesehen und geheimnisvoll – als der, der er sein wird. Kein Wort, kein Bild kann ihn fassen. Aber unser Gebet braucht eine Richtung, und so werden in einer Anrede doch sprachliche Bilder von Gott entworfen. Gott wird darin zu einem Du. Diese Sprachbilder haben aber eine besondere Eigenschaft: Sie wollen und können Gott nicht festlegen, sondern sie suchen ihn. Alle Formulierungen leitet das Wissen, daß Gott eigentlich nicht benannt werden kann. Betende bringen ihre bewegte Beziehung zu Gott zum Ausdruck in offenen Bildern. Die Gottes-

anreden entstammen meist der Bibel, vor allem den Psalmen. Gott wird „Vater“ und „Schöpfer“ genannt, er wird als „gütiger“ oder als „ewiger“, als „liebender“ oder als „dreieiniger Gott“ angesprochen.

2) Getragen von den Gottesanreden geben die Tagesgebete nun der Erinnerung Raum. Wir schauen zurück auf den Grund und die Berechtigung allen Betens und vergewissern uns, daß Gott sich in der Vergangenheit zeigte. Betend vergegenwärtigen wir uns, was war. So erzählt das Gebet in aller Kürze oft eine biblische Geschichte oder eine Erfahrung, die Menschen mit Gott gemacht haben, und nimmt dabei wichtige Motive der Lesungen, vor allem des sonntäglichen Evangeliums, auf. Dank und Lob sind die Tonarten dieser Erinnerung. Denn jedes Gebet zu Gott wird von der Gewißheit getragen, daß zuvor Gott zu uns gesprochen hat, „durch sein heiliges Wort, und wir wiederum mit ihm reden durch Gebet und Lobgesang.“ „Das eine steigt herab, das andere hinauf.“

3) So folgt der dritte Schritt: der plötzliche Umschwung in die Bitte. Wenn Gott war, dann möge er wieder geschehen, hier und heute. Christen bitten um die

verwandelnde Kraft, die in Gottes Gegenwart liegt, für ihr Leben. Schauten die Betenden eben auf die Spuren Gottes in der Welt, so bitten sie jetzt darum, daß diese Spuren zu Stätten neuer Gottesbegegnungen werden. Sie beten um Beistand und Hilfe, um Glauben und Hoffnung, um Lebenskraft und Heilung.

Auffällig ist, wie unvermittelt die Gebetsbitten meist den Erinnerungsraum betreten. Der Blick zurück schwenkt abrupt um zum Blick voraus auf das offene und unverfügbare Handeln Gottes.

Das Gebet selbst geschieht eigentlich in der Lücke dazwischen: Gott war, und wir erinnern uns; er möge wieder geschehen, so hoffen und bitten wir. Er hat seine Spuren in der Wirklichkeit hinterlassen, wie Fährten im Schnee, die von ihm zeugen aber als einem Gewesenen, einem für uns jetzt Abwesenden. So wird in demselben Atemzug um seine Anwesenheit gebetet, wird Gott als nah empfunden und erhofft. In dem Zwischenraum wird das Gebet wirklich – als Spur und als Stätte. So gesehen, ist es ein Statthalter, in Erwartung des unverfügbaren, des abwesend-anwesenden Gottes.

4) Das Gebet öffnet sich zuletzt in den Lobpreis. Es erstrahlt: Gott, der alle Zeiten umfängt, ist da. Im Gebet selbst wird er wirklich. Er geschieht. Formelhaft ist

dieser Lobpreis oft – nicht aus gedanklichem Leerlauf, sondern weil es den Betenden die Sprache verschlägt und sie Halt in geprägten Worten suchen. Die Formeln nehmen ältestes Sprachgut auf, bewährte Wendungen. Diese geben Sicherheit, und sie führen hinaus über den Einzelnen mit seinem Ausdrucks- und Denkvermögen. Nicht nur die hier versammelten sprechen, sondern auch alle, die vor uns waren und folgen werden in der großen unsichtbaren Kirche Gottes.

Die vertraute Formelhaftigkeit des Gebetsschlusses gibt der Gemeinde das Signal, um mit ihrem „Amen“ einzustimmen. Sie bekräftigt das Gesagte und macht es sich so zu eigen: Alle sprechen, versammelt, das Kollektengebet.

»
...
*Gott
geschieht
im Wort*
...
«

Die Lesungen

In den Lesungen begegnet uns deutlich Gottes „heiliges Wort“, wie es Luther nannte. Hier sind wir angesprochen und still. Wir erinnern uns an unsere Ursprünge und hören, wie Gott sich offenbarte. Gelesen werden Ausschnitte (sogenannte Perikopen) aus der Bibel, aus dem Alten und aus dem Neuen Testament. Die Auswahl ist teils sehr alt. Die Texte sind aufeinander bezogen und geben dem Sonn- oder Feiertag seine jeweils besondere Bedeutung. Sehr oft steht das Evangelium im Mittelpunkt – dieses soll deshalb auch immer vorgetragen werden.

Ort der biblischen Lesung ist meist ein erhöhtes Pult. Die Lesungen sind dadurch schon räumlich herausgehoben aus den vielen sprachlichen Feldern, die uns moderne Menschen dicht umgeben. Hier geht es um eine besondere Sprache, um Worte und Sätze, in denen sich Gott selbst ereignet und wirkt. Umrahmt werden die Texte von verschiedenen Gesängen und Liedern – etwa vom Halleluja. Auch sie untermalen die hohe Bedeutung der Lesungen.

Aber schauen wir genauer hin, was es heißt, daß hier Gottes Wort geschieht. Die heilige Schrift hat im evangelischen Gottesdienst eine zunächst melancholische Aufgabe: Sie steht für Vergangenes. Die Bibel schaut zurück und erzählt von dem, was war. Schriftzeichen ersetzen die erfahrene Gottesnähe in der Geschichte Israels und die Anwesenheit des Christus. Statt der Stimme Jesu, seinen Augen, seinen heilenden Händen haben wir ein Buch.

Dieser Vergangenheitsaspekt ist jedoch nur die Oberfläche. Im Lukas-Evangelium steht ein Bericht von einer gottesdienstlichen Lesung beim ersten öffentlichen Auftreten Jesu in Nazareth (Lukas 4,14-29). Jesus wird als junger religionsmündiger Mann in der Synagoge aufgerufen, aus der Prophetenrolle zu lesen. Er trägt eine Stelle aus dem Buch Jesaja vor, eine endzeitliche

Verheißung. Er liest von Hoffnung – von Blinden, „die sehen sollen“, von Gefangenen, die „frei sein sollen“, und von einem „Gnadenjahr des Herrn“. Von Jesu Auslegung dieser Sätze gibt der Evangelist Lukas nur den einen abgründigen Satz wieder: „Heute ist dieses Wort der Schrift erfüllt vor euren Ohren.“ Diese Worte gehen unter im Tumult. Ein Satz, ein vorangestelltes „heute“ – und die Ebenen fallen ineinander wie bei einer implodierenden Röhre. Jesus gerät, ja, er stützt sich wie ein Meteor hinein in einen Textzusammenhang. Der Augenblick der Lesung wird zum Augenblick der Wirklichkeit des Gelesenen: „Heute ist dieses Wort der Schrift erfüllt vor euren Ohren.“

Jesus als Sohn Gottes und Messias entfaltet hier blitzartig sein Selbstverständnis aus der Schrift heraus. Nur auf Grund der Überlieferungen der Juden wird verständlich, wer er wirklich ist: der Christus und Herr am Ende der Zeit. Zugleich begibt er sich aber in die Schrift hinein. Jesus wird Teil einer fortgeschriebenen Erzählung, eines Evangeliums. Er wird der geschriebenen Sprache geradezu einverleibt. Er verwandelt sich zu Schrift und Satz, zu Rezitation und Abschrift, Auslegung und Predigt, zu Bibel und Kanon. Er wird später gedruckt und digitalisiert, übersetzt und verbreitet werden. So kann man sagen: Gott wird durch eine Lesung

aus der Schrift in der Schrift und als Schrift kenntlich und wirklich. Von einem Buch, von der Bibel her kann dann auch deutlich werden, wie Gott durch alles und in allem zu uns spricht – als Schöpfer, Logos und als Geist, der alles durchdringt.

Darum ist für evangelische Christen die heilige Schrift so zentral im Gottesdienst. Von ihr her wird alles gottesdienstliche Tun verständlich: als Anrede Gottes an uns, die uns verändert und verwandelt, so daß wir ihr antworten. In der Rückbindung an das Wort findet der evangelische Gottesdienst seinen Sinn und seine Gestalt. Luther sagte das so: „Aber die Summa sei die, daß es ja alles geschehe, daß das Wort im Schwange gehe ... Es ist alles besser nachgelassen, denn das Wort. Und es ist nichts besser getrieben, denn das Wort.“⁴

Erstaunlicherweise ist das Herzstück evangelischer Gottesdienstkultur, die biblischen Lesungen, heute bei weitem nicht unumstritten. Daran zeigt sich, wie schnell die Balance kippt und wie schwer es ist, „die beiden Dinge nicht durcheinanderzubringen: ... Das eine steigt herab, das andere hinauf.“ Angriffe auf die biblischen Lesungen werden immer wieder gefahren unter dem flatternden Banner der „Verständlichkeit“: Kann man diese komplizierten und wirren Texte aus der Spätantike heutigen Lesern noch zumuten? Wer kann

denn noch etwas damit anfangen? Wie kann man damit Menschen noch erreichen?

„Das eine steigt herab, das andere hinauf“: Am Ursprung des Gottesdienstes steht die Erfahrung von Fremde. „Das eine“ durchbricht den Vorstellungsraum des Menschen, und was immer er dazu sagt und in Worten betend und denkend antwortet, verweist auf Unsagbares. Gott – als eine unendliche Überschreitung meiner selbst – kann mir nur als Fremder entgegenkommen. Sonst wäre es nicht Gott, sondern nur ein Bild, das ich mir von ihm mache. Ich würde ihn, bevor er sich überhaupt zeigt, schon einordnen wollen in ein Weltbild und in einen Wissensbestand. Wer von einem Gottesdienst Verständlichkeit fordert, verlangt einen Selbstwiderspruch. Verständlich kann Gott letztlich nie werden.

Aber auch „das andere“ gilt. Eine pure Unverständlichkeit und Unzugänglichkeit von Riten und Worten würde das verfehlen, was dem evangelischen Verständnis nach einen Gottesdienst ausmacht: die Berührung. Gott und Menschen kommen sich nah. Nur was ich verstehe, kann aber Erfahrung werden. In diesem Sinn muß ein Gottesdienst auch verständlich sein. Wir erkennen uns selbst und unser Leben darin und im Licht Gottes neu. Wir beten um Gottes Nähe – und das heißt

immer auch um ein tieferes Verständnis seiner Wege mit uns.

Wir betreten hier einen schmalen Grat. Auf beiden Seiten kann man abstürzen. Das Geheimnis Gottes, seine Fremde, will Resonanz in uns finden, ohne doch diese Fremdheit verlieren zu können. Denn Trost und Mahnung, Hoffnung, Heilung und Verwandlung – sie kommen uns entgegen, sie werden uns immer neu zugesprochen. Wir haben sie nicht. Biblische Lesungen verlangen stets nach neuer Auslegung und Interpretationen, die sie für alle zum Klingen bringen können.

Es ist in diesem Zusammenhang kein Zufall, daß liturgischer Gesang und Musik immer die lutherischen Gottesdienste prägten. Im Gesang wird die Sprache verstärkt und in ihrer Wirkung intensiviert. Zugleich übersteigt Musik die Worte und weitet sie hin auf Sphären, die sich dem sprachlichen Ausdruck entziehen. Christen singen biblische Verse und Gebete, weil sie in den Worten mehr empfangen und äußern als Informationen und Aussagen. Sie werden berührt und wollen verinnerlichen. Sie ahnen Gottes Atem. Sie werden zu Christen in der biblischen Sprache und feiern die Gnade einer unaufhörlichen Schöpfung aus dem Wort.

Lesungen sind die Flügelschläge der christlichen Frömmigkeit. Wie die Zugvögel auf ihren Wegen in

beständigem Rhythmus bleiben, unaufhörlich, Schlag um Schlag gegen den Widerstand der Luft, und so Ozeane und Kontinente überfliegen, so lasen sich Christen beharrlich über die Jahrhunderte hin. Die Leseordnung in unseren Kirchen, die festgelegte Folge von Texten Sonntag für Sonntag, bildet einen Puls, gestreckt über Jahre, unglaublich langsam und doch stetig. Texte kehren wieder und bildeten eine Art Traumsprache und Tiefengedächtnis der christlichen Gemeinden seit ihren Anfängen.



...

*Ich vertraue mich einem
Geheimnis, einer Kraft an,
die mich fortträgt.*

...



Das gemeinsam gesprochene Glaubens- bekenntnis

Glaubensbekenntnisse verbinden Christen miteinander über Raum und Zeit und konfessionelle Grenzen hinweg. Meist werden im Gottesdienst das sogenannte Apostolische Glaubensbekenntnis (um 390 erstmals erwähnt) oder das Glaubensbekenntnis von Nizäa-Konstantinopel (im Jahre 451 auf einem Konzil beschlossen) gesprochen. Die lange überlieferten Formulierungen und das Sprechen im Chor lassen eine Gemeinschaft wirklich werden, die weit mehr ist, als wir wissen.

Man kann das chorische Sprechen des Glaubensbekenntnisses im Gottesdienst auf dreierlei Weise verstehen: 1) Es ist unsere Antwort auf Gottes Wort, welches in Lesungen und in der Predigt geschehen ist. 2) Es ist das hörende Nachsprechen grundlegender Glaubensvorstellungen in Bildern – ein suchendes Sprechen also, in dem wir Gott auf der Spur sind. 3) Es ist das gemeinsame Gebet um einen lebendigen Glauben.

Denn was heißt eigentlich: „Ich glaube“? Häufig sage ich das im Alltag, wenn ich etwas nicht genau weiß: „Ich glaube, daß es heute ein warmer Tag wird“, und dann liege ich später am Nachmittag auf der Wiese in der Sonne, wohlig dämmernd und nur von summen- den Schwebefliegen und Hummeln sanft gestört, und der Glaube ist zum Wissen geworden.

Wenn ich in der Kirche mit anderen das Glaubensbekenntnis spreche, kann diese Bedeutung nicht gemeint sein. Es geht dann nicht um Vermutungen. Ganz im Gegenteil: Zur Sprache sollen letzte Gewißheiten kommen, seien sie auch nur subjektiv so empfunden. „Ich glaube ...“ heißt hier, daß ein tiefes und bedingungsloses Vertrauen artikuliert wird, eine Daseinsorientierung, die den Grund der Seele berührt. Glauben meint nun: sich auf etwas ganz zu verlassen. (Wohl in jedem Leben gibt es solche Bezugspunkte, und auch diejenigen, die von sich sagen, sie glaubten an nichts, berufen sich dann doch meist irgendwann auf letzte, nicht mehr begründbare Gewißheiten und Wertsetzungen, nur eben vielfach, ohne sich genauer davon Rechenschaft zu geben.)

Die Worte: „Ich glaube ...“ stehen aber nicht an und für sich im Raum. Ihnen folgen im christlichen Gottesdienst Aussagen, Inhalte. Diese verbinden mich

mit allen, die dieses Bekenntnis teilen. Sie trennen mich von denen, die es ablehnen oder für irrelevant erachten. Als Christ bekenne ich, was ich glaube: Etwas, das sich benennen läßt ... Aber dann schaue ich mich in der Kirche um. Alle stimmen ein, ob leise oder laut, ob verhalten oder im Brustton der Überzeugung, und ich ahne: Kaum jemand meint hier dasselbe. Ich sehe auch meine achtjährige Tochter mitsprechen. Was stellt sie sich vor unter einem „eingeborenen Sohn“? Und wo ist das: „zur Rechten Gottes des Vaters“? Von der dunklen Reise „in das Reich des Todes“ ganz zu schweigen.

Der Inhalt der Worte kann also auch nicht an sich entscheidend sein. Wenn ich sage: „Ich glaube ...“, reicht das tiefer, als ich es verfolgen kann, tiefer als das Verständnis eines jeden davon abhängigen Wortlautes überhaupt. „Ich glaube ...“ – das heißt: Ich vertraue mich einem Geheimnis, einer Kraft an, die mich fortträgt. Der Sog der angehängten Sätze führt mich ins Unbekannte, ich kreisele wie in einem Strudel, unvorhersehbar auf einen Gott zu, den Worte und Sprachbilder nicht annähernd fassen. Was auch immer ich bekenne – es ist zuwenig. Es bleibt weit hinter dem zurück, was geschieht.

Die frühen Christen haben versucht, die Essenzen ihres Glaubens in möglichst klare und dichte Formulie-

rungen zu fassen, die eine schnelle Identifizierung des Eigenen und die zuverlässige Abgrenzung von Fremdem ermöglichten. In der Taufe hatten diese Bekenntnisse einen herausgehobenen Ort. Sie markierten den neuen Lebensraum, in den sich der Täufling begab. Diese frühen Bekenntnisse sprechen Christen noch heute weltweit in ihren Gottesdiensten. Wenn ich mit diesen Worten den Glauben bekenne, finde ich mich also zusammen mit denen in einem verbindenden Geisteszusammenhang, die in ihrem Selbstverständnis seit fast 2000 Jahren die, wie es in eben diesem Bekenntnis heißt, „heilige christliche Kirche“ bilden und jetzt, verborgen in den Worten, mir nah sind. Ich begebe mich hinein in einen Strom, der sich durch die Zeiten zieht, im Gefälle auf eine kommende Welt zu. Man kann sagen: In den Worten sage ich nicht etwas aus, sondern es kommt mir „etwas“ entgegen – Gott, der Namenlose, der in seiner Kirche zu einer geschichtlichen Erscheinung wird. Er verwirklicht sich und geschieht im Glauben, und meine Antwort besteht nur an der Oberfläche aus Worten oder Überzeugungen. Sie umfaßt eigentlich mein ganzes Leben und alle Aspekte meines Daseins und Wirkens in der Welt.

Wenn ich sage: „Ich glaube ...“, balanciere ich auf einem Grat. Weder kann ich das Glaubensbekenntnis

auf Inhalte zurückführen, noch es davon lösen. Ein Glaube, der nur aus einem Glaubenswissen bestünde, wäre nichts weiter als eine Weltanschauung neben anderen. Ein Glaube aber, der meint, alles für sich und frei und subjektiv ausdrücken zu können, gleitet in die Beliebigkeit eines bloßen Gefühls ab, welches mich nur noch, wie vor einem Spiegel, einsam in meine Erwartungen an die Transzendenz hüllt. Zwei Wege gibt es, um das Credo zu verfehlen. Das vielleicht entscheidende Wort des Glaubensbekenntnisses ist darum sein beschließendes „Amen.“ Luther übersetzte das hebräische Wort so: „Des ich soll gewiss sein.“⁵ Anders gesagt: Ich will das glauben. Ich will das, was ich sage, für mich hörend annehmen, selbst wenn ich es gar nicht glauben kann. Im „Amen“ verdichtet sich das ganze Wesen einer religiösen Existenz: Sie springt ab ins Unge- wisse, gegen den Augenschein, hinein in ein Dunkel, von dem es fest glaubt, daß es ist die einzige und die wahre Bergung ist.



...

*Christlicher Glaube zeigt
seine innere Kraft
im Umgang mit den Fragen
und Nöten der Welt.*

...



Fürbitten und Kollektensammlung

Kaum eine Handlung unterbricht den liturgischen Fluß eines Gottesdienstes so abrupt wie das Sammeln von Geld. Mitten in Gebet und Gesang schaffen sich die denkbar profansten Gesten Raum: das Suchen nach Münzen oder Scheinen im Portemonnaie, das Kalkulieren und Abwägen von Summen und Wertigkeiten. Das ist besonders in einer Zeit problematisch, in der das ökonomische Denken zu einer kulturellen Leitinstanz avanciert ist und in der tendenziell alles in Geldwert übersetzt wird. Kaum ein Lebensbereich vermag sich diesem beherrschenden Zugriff zu entziehen. Hochmißverständlich ist also das Geldsammeln im Gottesdienst: Sollen etwa auch der Raum für die Gottesbegegnung, die Rituale der Berührung mit dem Geheimnis Gottes bezahlt werden?

Christliche Gemeinden sammeln Güter und Geld im Gottesdienst aus zwei Gründen:

1) Die Fürsorge für Bedürftige ist eine Aufgabe aller Gläubigen in der Nachfolge Jesu. Der Dienst am Nächsten steht im Horizont der kommenden Verwandlung der Welt in Christus – und so muß er folgerichtig auch kultisch sichtbar werden in unseren gottesdienstlichen Feiern. Die Geldsammlung bringt zum Ausdruck, daß Glaube immer auch Diakonie ist, liebende und tätige Hinwendung zum Mitmenschen.

2) Das Geld konnte schon frühzeitig zeichenhaft für die Gaben stehen, die bei der Abendmahlsfeier zum Tisch des Herrn gebracht wurden. Geld stand dann symbolisch für die Güter der Welt, die Christen auf den Altar legten im Sinne des Dankes und des Opfers. In den frühesten Gemeinden wurden Brot und Wein, Milch und Honig, Käse und Oliven im Gottesdienst zusammengetragen und später, nach der gemeinsamen Mahlfeier, an abwesende Bedürftige verteilt. Als das Christentum im römischen Reich Staatsreligion wurde und die Gemeinden wuchsen, sammelte man aus rein praktischen Gründen nun Geld statt Naturalien. Abendmahl und die Unter-

stützung von Notleidenden wurden aber stets als zwei Seiten einer Münze empfunden.

In den ersten christlichen Jahrhunderten stand am Anfang der Abendmahlsliturgie, genau an der Schnittstelle zwischen Wortgottesdienst und Eucharistiefeier, das Allgemeine Kirchengebet – die große weltumfassende Fürbitte der christlichen Kirche. Sie wird in den lutherischen Kirchen bis heute gepflegt. Gabenbereitung, Geldsammlung und Fürbitte stehen in einem unmittelbaren Zusammenhang: Empfang von Leib und Blut Christi und der Dienst am Nächsten, Tun und Gebet bilden eine liturgische Einheit. Denn christlicher Glaube ist nie nur eine Privatsache, sondern er zeigt seine innere Kraft im Umgang mit den Fragen und Nöten der Welt. In einer Gesellschaft, die zunehmend segmentiert ist und weltanschauliche Indifferenz mit Toleranz verwechselt, ist dieser Zusammenhang wichtig geworden: Christlicher Glaube bleibt nicht für sich. Er verwirklicht sich stets auch in der Beziehung zum Mitmenschen und zur Kreatur.

»

...

*Gott geschieht real
in Brot und Wein.*

...

«

Das Abendmahl

Die lateinische Messe bildete für Luther und die Reformatoren in Wittenberg den natürlichen Ausgangspunkt ihrer Überlegungen zum Gottesdienst. Sie war als ein kultdramatisches Geschehen mit tiefen Wurzeln gewachsen im antiken Kulturraum, wo Kult und Theater eng verbunden waren. Mehrstimmigkeit, innere Spannungen und die szenische Grundkonstellation von Chor und einem Einzelnen, der sich sprechend und singend aus der Menge löst und handelt, zeigen eine Verwandtschaft mit der antiken Tragödie. Der Gottesdienst wurde immer wieder auch als ein Spiel beschrieben, zweckfrei und froh wie das Spiel eines Kindes – dabei aber nun eines, wo die ersten und die letzten Dinge auf dem Spiel stehen, weil Gott das Geschehen durchdringt.⁶

Die Messe im engeren Sinn, die Feier des heiligen Abendmahles, verwirklicht im besonderen Maße das Gottesdienstverständnis Luthers: „Das eine steigt herab, das andere hinauf.“ „Man darf also die beiden Dinge nicht durcheinanderbringen, die Messe und das Gebet, [...] weil das eine von Gott zu uns kommt durch den Dienst des Priesters und Glauben erfordert. Das andere steigt von unserem Glauben unter Vermittlung des Priesters bis hin zu Gott auf und zielt darauf ab, erhört zu werden.“ Gott geschieht real in Brot und Wein, er kommt zu uns. Genauso aber ist das Abendmahl ein zeichenhaftes Handeln der Feiernden, eine Art ganzheitliches Gebet, gestaltete Verkündigung und erlebte Gemeinschaft. Das Handeln Gottes und das Tun des Menschen sind hier verwoben wie ein feiner Stoff von ehrwürdigem Alter und großer Haltbarkeit. Im Sakrament werden die Unterscheidungen von innen und außen, Tun und Erleben, Gott und Ich hinfällig. Sie vermögen nicht mehr zu beschreiben, was geschieht.

a) Das Lobgebet (Präfation)

Schon am Beginn der Abendmahlsliturgie wird das vorbereitet – in verwirrenden Rollenzuweisungen: Eine Einzelne, die Liturgin, löst sich aus den vielen, erhebt ihre Stimme und singt oder spricht von vorn zu den

anderen: „Der Herr sei mit euch.“ Sie wird vom Chor der Gemeinde wiederum angenommen, empfangen. Man grüßt zurück nach antiker Weise: „Und mit deinem Geiste.“ Die ganze zwischenmenschliche Energie, die hier in dem kurzen Dialog entsteht, alle Spannung zwischen Zuneigung und Distanz, zwischen Gemeinschaftsempfinden und Selbstbehauptung, wird nun sofort, wie durch einen umgekehrten Blitzableiter, abgelenkt und in die Transzendenz entladen, eine Zick-Zack-Bewegungen leuchtend grell durch den Himmel: „Erhebet eure Herzen!“ „Wir erheben sie zum Herrn.“

Und nun singt die Liturgin ein Gebet, dessen sprachliches Subjekt sich immer weiter und weiter ausdehnt, immer umfassender wird, wie sich Wellen auf einem stillen See ausbreiten, und bald ist der Ausgangspunkt vergessen: „Wahrhaft würdig ist es und recht, daß wir dich, ewiger Gott, immer und überall loben und dir danken durch unsern Herrn Jesus Christus. Ihn hast du gesandt zum Heil der Welt. Durch seinen Tod haben wir Vergebung der Sünde und durch seine Auferstehung das Leben ...“ Wer spricht hier? Die Liturgin reiht sich zunächst ein in ein Wir. Aber dieses Wir ist nicht mit der Menge der Anwesenden, ja, mit gar keiner zählbaren Menge identisch. Es löst sich selbst unmerklich auf in eine höhere Ordnung, denn die Liturgin fährt

fort: „Darum loben die Engel deine Herrlichkeit, beten dich an die Mächte und fürchten dich alle Gewalten. Dich preisen die Kräfte des Himmels mit einhelligem Jubel. Mit ihnen vereinen auch wir unsere Stimmen und bekennen ohne Ende: ...“ Wir sind nicht mehr nur die betende Gemeinde mit der Pfarrerin. Die Engel und Mächte und die Kräfte des Himmels singen mit. Keine erste Person spricht hier mehr, kein Ich oder Wir. Hier werden die Stimmen zum Sphärenklingen, zur Musik einer anderen Welt. Hier fallen alle Grenzen, und der Einzelne schwimmt mit einem Nicht-Ich, einem Nicht-Wir, mit allen Gläubigen in einer unsichtbaren Kirche, dem Leib Christi. Den Singenden geht es wie dem Autor der alten „Theologia deutsch“, die Luther so schätzte: „Sieh, ich armer Tor, ich meinte, ich wäre es: nun ist und war es wahrlich Gott.“⁷ Und so stimmen alle in einen alten Gesang ein, das Sanctus: „Heilig, heilig, heilig ist Gott der Herre Zebaoth, alle Lande sind seiner Ehre voll.“⁸

b) Das Sanctus

Dieser Gesang ist der erste Höhepunkt der Abendmahls-liturgie. Es werden Verse intoniert aus einer Visions-erzählung, die Jahrtausende zurückliegt: „In dem Jahr, als der König Usija starb, sah ich den Herrn sitzen auf einem hohen und erhabenen Thron, und sein Saum

füllte den Tempel. / Seraphim standen über ihm; ein jeder hatte sechs Flügel: mit zweien deckten sie ihr Antlitz, mit zweien deckten sie ihre Füße, und mit zweien flogen sie. / Und einer rief zum andern und sprach: Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth, alle Lande sind seiner Ehre voll! / Und die Schwellen bebten von der Stimme ihres Rufens, und das Haus ward voll Rauch.“ So liest man im Jesaja-Buch (Jesaja 6,1-4), wie der frühe Prophet von seiner Berufung erzählt, datierbar auf das Jahr 740 v. Chr., als der in Jerusalem residierende König Usija starb.

Jesaja „sah“ ... Was sah er? War da etwas Sichtbares, ein Erleben, ein Schauen und Erfahren, und er gab es wieder? Oder muß man es andersherum verstehen – daß der Text selbst erst der eigentliche Ort war, wo das Unerhörte Gestalt wurde und der Erzähler versuchte, das Unbegreifliche zu verstehen? Taugt das Verb „sehen“ hier überhaupt?

Den Horizont dieser Offenbarungs-vision bildete der Kult, wie er Jesaja aus Jerusalem vertraut war. Der Jerusalemer Tempel entstand vor den Augen der Leser. Genauer: die Haupthalle des Heiligtums, jener lange Sakralraum, wo der Opferaltar stand und der zum Allerheiligsten führte. Hier sah Jesaja Gott „auf einem hohen und erhabenen Thron“ sitzen – ein unverhohlen schlich-

tes Bild, das über das Denkbare und Sichtbare hinausweist, und man fragt sich: Was hat Jesaja eigentlich gesehen? Vermutlich sah er nichts, was er sehen konnte. Wenn es „etwas“ war, brannte es sich ihm ein wie eine Blendung, der schneidend schmerzende Verlust des Sehvermögens, und der Blinde versuchte zu verstehen, er holte Bilder herbei, die er erinnerte: den Tempel, die Halle, den Schimmer des edlen polierten Mauerwerks ... Sie markierten das Undenkbare.

Die Seraphim bilden zwei Chöre. Sie verdecken ihre Beine, sie verdecken ihre Sinne, Augen und Ohren, und singen: „Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth, alle Lande sind seiner Ehre voll!“

„Da flog einer der Seraphim zu mir und hatte eine glühende Kohle in der Hand, die er mit einer Zange vom Altar nahm, / und rührte meinen Mund an ... / Und ich hörte die Stimme des Herrn, wie er sprach: Wen soll ich senden? Wer will unser Bote sein? Ich aber sprach: Hier bin ich, sende mich!“ (Jesaja 6,3-8) Rauch im Tempel, Rauch der Opfertiere, schwerer Qualm versengten Fleisches, und Jesaja wird der Mund ausgebrannt. War das ganze Offenbarungserlebnis eine Art Schmerzgefühl, in dem die psychische Existenz des Propheten grell implodierte?

Die Erfahrung der realen Gegenwart Gottes fügt sich nicht in die menschlichen Worte. Die Gottesnähe mischt sich nicht mit dem Sehen. Sie mischt sich auch nicht mit dem Hören. Jesaja wird leer gebrannt, der Worte und der Sinne beraubt. Und bevor Jesaja sagen kann: „Hier bin ich“, wird er ausgelöscht. Kein Ich spricht da mehr. Diese Verwandlung hat Ähnlichkeit mit der Auslöschung des Saulus, der als Paulus später sagt: „Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir.“ (Galater 2,20)

Der Gesang der Seraphim ist ältestes liturgisches Gut. Es wurde aus dem Tempelkult in den jüdischen Gottesdienst übernommen und dann von Christen seit ihren ersten Zusammenkünften gesungen. Kaum irgend ein Wortgebilde in der Menschheitsgeschichte wird schon so lange kontinuierlich im Kult gesungen. Das Sanctus ist eine harte liturgische Zumutung. Hier singt die Gemeinde im Zustand der Auslöschung. Sie singt, und es brennt in ihr. Glühende Kohlen werden in die Münder gelegt. Seelenasche liegt auf den Kirchenbänken. Doch in allem Erschrecken, in aller Gottesfurcht, klingt ein höherer Trost, ein bergendes Echo – eine Verwandlung zum Leben. Gott fragt: „Wen soll ich senden?“ Und mit Jesaja antworten wir: „Hier bin ich, sende mich!“

In solchem tiefen Wortgeschehen ist der Raum bestimmt, in dem das Sakrament des Altars geschehen kann und im Glauben erfahren wird. Die Abendmahlsliturgie ist ein großer Gebetszusammenhang, der über das Sanctus, das Vaterunser und die Einsetzungsworte bis zu dem Gesang: „Christe, du Lamm Gottes“, Agnus Dei, reicht.

c) Die Einsetzungsworte

„Das eine steigt herab, das andere hinauf.“ Die Einsetzungsworte zum Abendmahl waren in der alten Kirche explizit in ein Gebet eingefügt, das Dank sagte in einem ganz umfassenden Sinn – Dank für Schöpfung und Dasein, für Glaube und Offenbarung und für das Kommen Jesu Christi in die Welt.⁹ Die Einsetzungsworte waren Teil einer Erzählung der Heilstaten Jesu und erschienen so im Gebet als Erinnerungselement. Abrupt wie im Tagesgebet folgte auch hier die Bitte – um den Heiligen Geist. Im Geist möge diese tiefste Nähe zwischen Gott und Mensch, wie sie das Abendmahl Jesu verwirklichte, wieder geschehen. Jetzt möge Christus sagen: „Das ist mein Leib“ und: „Das ist mein Blut.“ Hier, jetzt, in der Feier des Abendmahls! Im Geist und im Glauben erlebt, in diesem Moment!

Diesen Gebetscharakter haben die Abendmahls-worte im lutherischen Verständnis behalten. Die reale Gegenwart Gottes in Brot und Wein wird von den Gläubigen betend erfahren. Luther hat zwar die Einsetzungsworte eher als biblische Verkündigung empfunden, denn gesungen hat er sie nach der Melodie einer Evangeliumslesung. Aber was bedeuten solche Nuancen hier noch? Umfassend ist das, was sich hier vollzieht. Alles ist gleichzeitig und überall, wenn Gott geschieht. Christen werden verwandelt, geheilt, getröstet und aufgenommen in den Leib des auferstandenen Gottes. Sie beten und empfangen, sie suchen Gott und werden von ihm gefunden.

d) Das Agnus Dei

Der die Abendmahlsliturgie abschließende Gesang Agnus Dei gehörte ursprünglich zum Ritus des Brotbrechens. Das Zerreißen des Brotlaibs war schon ein fester Bestandteil jüdischer Mahlriten. Das eine Brot wurde zerteilt zur Eröffnung eines gemeinsamen Essens vieler. Verbunden mit den Abendmahlsworten Jesu, der mit seinen Jüngern genauso Mahl hielt, zuletzt am Gründonnerstag, bekam das „Brechen“ einen anderen, scharfen Klang: „Das ist mein Leib.“ Ein gebrochener, ein geschändeter.

Häusliches Brot – in Rom in den ersten christlichen Jahrhunderten waren es große Kringel wurde einst in Leinensäckchen zum Altar gebracht, wo es der Bischof und die Ältesten zerkleinerten. Ein gewichtiger, sinnträchtiger Vorgang, der zunächst schweigend geschah. Man mag sich das Geräusch vorstellen: das Knirschen der Krumen, das Knistern und Knacken der Brocken in linnenen Tüchern, ein abgründiges Szenario: „Das ist mein Leib.“

Als man in den westlichen Kirchen begann, ungesäuertes Brot zu verwenden, später gar kleine und extra für den Gottesdienst gebackene Hostien, verlor der Gesang seinen Sinn: Es gab kein Brotbrechen mehr in der Liturgie. Das Agnus Dei wurde gekürzt auf eine dreimalige Wiederholung und nun während des rituellen Friedensgrußes vor dem Abendmahl gesungen. Dabei umarmten und küßten sich die Gläubigen; und dementsprechend fügte man irgendwann im zehnten Jahrhundert eine Friedensbitte an: „Dona nobis pacem, gib uns Frieden.“ In Frieden und verwandelt zur Gemeinde der kommenden Welt essen wir von dem einen Brot und trinken aus dem einen Kelch, als eine Gemeinschaft in Gott.



...

Resonanz mittels des Denkens und Verstehens

...



Fluß und Ufer: die Predigt.

Was ist nun mit der Predigt? Dieser Durchgang durch den Gottesdienst, der sich auf bestimmte liturgische Stationen konzentrierte und andere ausließ, hat bisher auch die Predigt übergangen. Die Predigt ist einerseits ganz verwoben in den liturgischen Fluß und ihre Wirkung ist stark davon abhängig, wie sie sich einfügt in gottesdienstliche Situationen und Atmosphären. Andererseits ist die Predigt eine Gattung, die bei allen Bezügen innerhalb des Gottesdienstes, doch auch für sich gesehen werden muß und sich abhebt. Wilhelm Löhe beschrieb im neunzehnten Jahrhundert, als man überall in Deutschland über die Gestalt des lutherischen Gottesdienstes neu nachdachte und sich auf Quellen und Traditionen zurückbesann, das Geschehen der Liturgie in folgendem Bild: „Ich möchte den Gedankengang der Liturgie des Hauptgottesdienstes mit einem zweigipfeli- gen Berge vergleichen ... Der erste Gipfel ist die Predigt, der zweite das Sacrament des Altars, ohne welches ich mir einen vollendeten Gottesdienst auf Erden nicht denken kann.“¹⁰

Die Vermittlungsformen der Gottesbegegnungen auf dem jeweiligen Gipfel sind denkbar verschieden: Im Abendmahl überlassen die Feiernden sich liturgischen Formeln und Gesten, die allesamt das Denken und Reflektieren übersteigen. Die Feiernden erleben sich in einem Fluß – sie treiben darin fort und über ihre Grenzen hinaus, auf Gott zu. In der Predigt geschieht Resonanz aber gerade mittels des Denkens und Verstehens, wenn die Hörenden sich einlassen auf das, was die Liturgin nun als studierte Frau X.Y. mit ihren theologischen Meinungen und Prägungen sagt. Die Gläubigen stehen nun als Predigthörer am Ufer eines Flusses und betrachten ihn. Sie reflektieren kritisch ihre eigenen Sichtweisen, denken über ihren Glauben und über ihr christliches Leben nach, empfangen Trost oder Infragestellung.

Evangelischer Gottesdienst offenbart mit dieser doppelten Wirkungsweise eine Eigenheit: Er will Menschen über sich hinausführen und mit Gott in Berührung bringen. Somit strebt er Momente an, in denen die Einzelnen sich loslassen und öffnen. Evangelischer Gottesdienst will aber zugleich niemals gefangennehmen, nie verführen, sondern er bietet immer wieder auch die Möglichkeit zur kritischen Distanz. Mündige und vor Gott eigenverantwortliche Christen feiern hier

– allesamt Priesterinnen und Priester. Reflexion und Nachdenken sind ein essentieller Teil evangelischer Spiritualität.



...

*Eingefügt werden
in Gottes Ja zur Welt*

...



Segen

Am Ende des Gottesdienstes steht eine Geste, der ein Liturg seinen Körper und seine Hände nur leihen kann. Gott handelt. Was der Pfarrer hier der Gemeinde zuspricht, kann er selbst nicht im mindesten verantworten. Er ist eine Durchgangsstation, ein Gefäß, wenn er die Arme hebt und spricht: „Der Herr segne dich und behüte dich. Der Herr lasse sein Angesicht leuchten über dir und sei dir gnädig. Der Herr erhebe sein Angesicht auf dich und gebe dir Frieden.“ In der Segengeste und in den alten israelitischen Segensworten (4. Mose 6,24-26) wird deutlicher als vielleicht irgendwo sonst, was Gnade ist. Wir sind nicht die Garanten unserer selbst und nicht die Macher unserer Tage. Der Segen ist der Ort höchster Passivität. Wir werden angesehen, ein fremdes Angesicht gibt uns Licht, und darin werden wir wirklich und verwandelt. Lebenskraft und Heilung, Ganzheit und Frieden geben wir uns nicht selbst. Gott segnet uns.

Segen zu empfangen, ist nicht leicht. Verlangt sind Offenheit und die Fähigkeit loszulassen. Ohne zu fragen nach Voraussetzungen oder nach Wirkweisen lassen wir uns fallen in ein Versprechen, ganz im Vertrauen. Wir ergeben uns in ein Leben, das nicht durch uns selbst gerechtfertigt ist.

In formelhafter Sprache geschieht das, denn die Formel übersteigt den Verstand und den Glauben der Subjekte. Sie ist mehr als das Denken. Hier wird nicht mehr argumentiert oder gestritten – der Segen kann nur empfangen werden in einer ungeteilten Zustimmung zu Gott. Wir werden eingefügt in sein Ja zur Welt, in die wir zurückkehren werden an der Kirchentür.

»

...

*Suchend,
nicht erklärend*

...

«

Die Sprache im Gottesdienst

„Das eine steigt herab, das andere hinauf.“ Diese für den lutherischen Gottesdienst so bestimmende Gegenbewegung, dieser Puls von Empfangen und Antworten, Hören und Sagen, äußert sich in einer besonderen Sprache der Liturgie. Man kann sie eine suchende Sprache nennen. Sie ist ganz gefangen von Gottes Wirken, von seinem Wort, und sie lauscht mehr, als daß sie spricht. Sie will nicht Informationen vermitteln, sondern ihr verschlägt es die Sprache angesichts des Unvorstellbaren, das ihr widerfährt, angesichts der Gegenwart Gottes. Davon will sie Zeugnis geben. Was sie sagt, ist Ausdruck einer starken Beziehung, die nicht in Wörtern und Fakten gerinnen kann, sondern immer neu den lebendigen Gott erfährt oder ihn sucht und ersehnt.

Wenn Christen heute von Gott und ihrem Glauben sprechen wollen, sind sie oft in einem merkwürdigen Dilemma. Die Worte geraten schnell an ihr Ende, wo sie gerade erst anfangen, etwas zu bedeuten. Sie wirken abgenutzt, ja ideologisch. So tausendfach ist schon das Wort „Gott“ mißbraucht worden, so andauernd wird es mißdeutet und mit Eigeninteressen verschmutzt. Wenn ich als Liturg vor den Altar trete, vor mir das aufgeschlagene Gottesdienstbuch und im Rücken die Gemeinde, die auf meine Worte wartet, bin ich mir immer öfter plötzlich meiner Stimme nicht mehr sicher. Über den Nacken zieht ein Kribbeln, und ich weiß nicht, ob ich laut sprechen kann. Ein instinktives Zögern erfaßt mich: Was tue ich hier? Wie soll ich vernehmlich beten und mit welchen Worten? „Laß uns ...“, „Gib, daß ...“, „Guter Gott ...“ Ist es mir noch möglich, solchen erstarrten, fadenscheinigen Formeln zu folgen? Wäre es nicht besser zu schweigen, wortlos Gott zu nahen und zu zeigen: Mir fehlen die Worte, ich weiß nicht, was ich sagen kann?

Viele Gebete, die mir begegnen, sind voller abgegriffener Metaphern, semantischer Hohlformen, verkommener Routinen einer binnenkirchlichen Sprache. Was hat man nicht alles mit Gebeten verschleiert! Was wurde nicht alles schön gebetet! Wie behaglich haben es sich

Gläubige oft gemacht in Worten, die sie bestätigen und beruhigen und die sie gegen die Wirklichkeit abschotten.

Noch etwas kommt hinzu: In jenem immer dichterem Sprachwald, wo heutige Exemplare der Gattung Mensch nach Witterung laufen und reflexartig jede sprachliche Erscheinung nach versteckten Fallen überprüfen, haben es religiöse Sprachformen schwer. Denn in der Gegenwart herrscht ein bestimmtes Verständnis sprachlicher Äußerungen fast allgegenwärtig vor. Der Wissenschaftstheoretiker Bruno Latour hat es einmal die „Doppelklick-Kommunikation“¹¹ genannt. Was heißt das? Ein Wort sei gewissermaßen der Zugangscode zu einer Tatsache. Hier ist das Wort „Tisch“, Doppelklick: Aha, ein realer Tisch ist gemeint. Hier steht das Wort „Universum“, Doppelklick: Der Blick gleitet zum Himmel. Aha, da ist ein unermesslicher Raum, weit und unbekannt. Hier steht das Wort „Gott“, Doppelklick: ... nichts. „Einen Gott, den es gibt, gibt es nicht“, schrieb Dietrich Bonhoeffer. Was also ist das für ein Wort? Wozu taugt es, wenn es auf keinen bestimmaren Fakt der Wirklichkeit verweist?

Viele Christen füllen die merkwürdige Lücke, die das Wort „Gott“ bedeutet, schnell aus, weil sie spüren, daß der Abschied von dieser allbeherrschenden „Doppelklick-Kommunikation“ sie in Nischen treiben würde.

Dann entstehen merkwürdige Sprachformen: Das Wort „Gott“, Doppelklick: „bestimmte Hirnströme“ oder auch „Chiffre für das Weltganze“ ... Ja, auch viele erfahrene Kirchenleute tappen in diese Falle: das Wort „Gott“, Doppelklick: „Aha, gut für die seelische Gesundheit“ oder „Glücksvoraussetzung“ oder, ganz besonders beliebt: „Gott“, Doppelklick: „Garant für gesellschaftliche Werte“.

Aber in hellen Momenten zögerte der Gläubige: Das Wort „Gott“ ... und das Blickfeld bleibt leer. Da ist nichts, was sich bestimmend sagen ließe. Ja, das Wort „Gott“ unterwandert die verbreitete quasi-naturwissenschaftliche Doppelklick-Art des Sprechens. Da ist ja auch nichts, worauf das Wort verweist, aber eben auch nicht „nichts“, sondern etwas viel Größeres als die Sprache und die von ihr abgebildete Wirklichkeit. Etwas, in das ich mich sprechend hineinbewegen muß, suchend und in Bildern und vorläufig, und immer sagt jeder Ausdruck, den ich finde, zugleich, daß er noch nichts sagt. Die Worte des Glaubens sprechen nicht „etwas“ aus, wie eine Tatsachenbeschreibung, sondern sie suchen, sie sind in Bewegung. Sie folgen einem Sog, einer Strömung, in welche die gläubige Seele geraten ist auf den Gott zu.

Sprachnot, das ist unsere Situation. Ich denke: eine glückliche Situation! Denn sie führt uns zurück an den Anfang, wo wir uns noch nicht eingerichtet haben in Sätzen und Definitionen. Wir müssen nach Worten suchen, weil sie uns fehlen – und darin finden unsere Worte poetische und spirituelle Kraft.

Das heutige Christentum steht in der Gefahr, sich selbst im Konzert konkurrierender ideologischer Systeme als Weltanschauung darzustellen. Das Christentum tritt heute leider weitestgehend so auf, als wäre es eine plausible Weltdeutung, als bezöge es sich auf Fakten der Wirklichkeit, die nun in einem christlichen Sinne klar und verlässlich angeordnet seien, so, als könne man von den Dingen des Glaubens so sprechen wie von Entwicklungen der Wirtschaft oder von Politik oder von sozialer Gerechtigkeit. Aber das ist unsachgemäß und führt in die Irre: Religiöse Sprache ist suchend, nicht erklärend. Religiöse Sprache ist öffnend, nicht benennend. Sie ist im Wesen poetisch, nicht begrifflich oder gar wissenschaftlich. Die Kirche kann nicht so sprechen wie eine Partei oder eine bestimmte Interessenorganisation. Ihre Botschaft, wenn man denn davon sprechen will, ist nicht „etwas“ in den Worten, sondern die Art der Worte selbst, deren Bewegung.

Die Sprache des Gottesdienstes ist uralte. Sie reicht in einzelnen Formeln wie dem Kyrie oder dem Glaubensbekenntnis bis zurück in die ersten Äußerungen christlichen Glaubens – und zugleich ist sie ganz gegenwärtig und neu: Hier und heute verwirklicht sich Gotteserfahrung im Glauben. Hier und jetzt zeigen unsere Worte, daß Gott lebendig ist. Es hilft darum nichts, einfach das über die Zeit zu bewahren und fortzuführen, was im Gottesdienst schon immer so gemacht und gesagt wurde. Gottesdienste, ihre Riten und ihre Sprache, finden ihre Wahrheit im Präsens und je an dem Ort, wo wir feiern. Auch das Überkommene müssen wir uns heute aneignen. Was war, muß stets neu gefunden werden. Sonst wird es leer. Immer gilt es, Traditionen zu prüfen, ob sie den Fragen der Gegenwart gerecht werden. Denn schnell können Gottesdienste in eine Enge führen, wo Insider sich abgeschirmt mit sich selbst beschäftigen und sich abschotten nach außen.

Aber auch die gegensätzliche Perspektive hat recht: Jede kreative Neuerung im Gottesdienst hat sich zu messen an der Kraft dessen, was uns überliefert ist. Neues und Veränderungen sind in hohem Maße begründungsbedürftig gegenüber dem, was über die Jahrhunderte gewachsen ist.

Der Gottesdienst ähnelt in seinen Gestaltungen einer Strömung auf den kommenden Gott zu. Es gibt Quellen und ein Gefälle. Es gibt feste und unzweifelhafte Buchten und Stromschnellen, seit Jahrhunderten bewährte Rituale und biblische Worte. Es gibt die Mäander der Geschichte und plötzliche Durchbrüche zu neuen Formen. Erst der ganze Fluß aber, seine Herkunft und immer gegenwärtige Bewegung, bilden die Wirklichkeit des Gottesdienstes. Altes und Neues sind nicht zu trennen. Feste Formen in Agenden und deren Variationen und Neuentwicklungen bedingen einander.



...

*Eine eigene Weise
der Gottesbegegnung*

...



Die Musik im Gottesdienst

Der Gottesdienst ist vielsprachig und synästhetisch. Nicht nur Worte geschehen. Auch Farben und Gewänder, Räume und Dinge nehmen je auf ihre Weise teil an der gottesdienstlichen Feier. Auch das Tageslicht und der Geruch in einer Kirche, die Bücher und die Bilder, die Schatten, die Holzwürmer und das versteckte Gerümpel feiern mit.

Vor allem aber wird der evangelische Gottesdienst durch die Musik geprägt. Immer wieder wird in Liedern gebetet, und die Melodie und Harmonik eröffnen den Raum des Gefühls. Teils führt das in die Vertrautheit der Tradition und teils in neue und überraschende Klänge. Orgel- und Instrumentalmusik schaffen Resonanzräume und gehen Wege der Verinnerlichung und Besinnung ganz eigener Art.

Gottesdienst und Musik gehören eng zusammen. Beide greifen in der unerklärlichen Kraft ihrer Wirkung auf seelische Bereiche im Menschen zurück, von denen unser Bewußtsein nur Teile erkennt und weiß. Sie berühren Orte, die von der Sprache nur gestreift werden, und reichen tief in Prägungen und Erinnerungen. Unausprechliches kann in der Musik wirklich werden als Rhythmus und Klang. So ist die Musik mehr als eine Steigerung der Kraft der Worte, mehr als eine intensivierte Verkündigung – sie kann, wie die Stille, zu einer eigenen Weise der Gottesbegegnung werden.

»

...

*Die Pflege des normalen
Sonntagsgottesdienstes
ist eine der wichtigsten
Aufgaben*

...

«

„Im Husch da, im Husch vorüber“

Der lutherische Gottesdienst lebt von jeher in der Spannung zwischen kreativer Neuerung und traditioneller Bindung. Dieser Gegensatz war immer produktiv. Schon die Anfänge vor fünfhundert Jahren waren zweierlei: vorsichtige Neuansätze, aber eben auch die Wiedergewinnung und Bestärkung einer Kontinuität zu den Ursprüngen des christlichen Gottesdienstes.

Heute, in den sich überall verändernden Erscheinungsweisen von Erinnerung und Gedächtnis, wird diese Spannung zur Zerreißprobe. Vergangenheit wird seltener erinnert, sondern in Speichern entäußert. Begriffe wie Tradition und Identität werden brüchig. Fotos, Videos, Tonaufzeichnungen, gescannte Dokumente halten jeden Tagesausflug fest und überfremden mit ihrer vermeintlichen Objektivität und ständigen Verfügbarkeit den, der die Dinge nachfühlen und in sich heraufholen, sie erinnern will. Da sich Identität wesentlich auf die Anordnung und Auswahl von Gedächtnisinhalten gründet, die mich vor meinem inneren Auge zu mir selbst machen, gerät das Muster des „Identischen“ selbst in eine Schräglage. Tradition ist zum Dauerthema evangelischer Diskussionen um den Gottesdienst geworden.

Der Erinnerung ist eine Dynamik eigen, die Vorher-sagbarkeit unterhöhlt. Plötzlich geschieht sie, und alles erscheint dann von einem Moment zum anderen in einem neuen Licht. Friedrich Nietzsche hat das präzise formuliert: „Es ist ein Wunder: der Augenblick, im Husch da, im Husch vorüber, vorher ein Nichts, nachher ein Nichts, kommt doch als Gespenst wieder und stört die Ruhe eines späteren Augenblicks. Fortwährend löst sich ein Blatt aus der Rolle der Zeit, fällt heraus,

flattert fort – und flattert plötzlich wieder zurück, dem Menschen in den Schoß. Dann sagt der Mensch ‚ich erinnere mich‘ ...“¹² So gesehen ist Erinnerung eine der wesentlichen Quellen jeder Erneuerung, und Erstarrung droht, wo das „Wunder“ der Wiederkehr des Vergangenen verhindert wird.

Heute gilt es, um der Erneuerung und der Aktualität willen, Überkommenes beharrlicher als je zuvor zu pflegen und ein Bewußtsein dafür zu erhalten, daß Werden und Gewordensein zum Menschen gehören, wie gefährdet das auch heute erscheint. So ist die Pflege und Fortentwicklung des „einfachen Gottesdienstes“, des normalen wöchentlichen Sonntagsgottesdienstes im Kirchenjahr, so wie ihn Traditionen der lutherischen Kirchen und der konkreten Gemeinde vor Ort prägen, eine der wichtigsten Aufgaben für uns geworden. Sie sollte wieder stärker ins Gleichgewicht kommen mit der Aufmerksamkeit für die vielen besonderen Gottesdienstformen, die heute unser kirchliches Leben bestimmen.

»

...

*... das Wunder
der Gottesgegenwart*

...

«

Zum Ende der derbe O-Ton Luthers

Was ist der Gottesdienst? Vor allem steht er für eine Verwandlung, die sich den Worten entzieht. Ob kläglich oder prächtig, still oder festlich, langweilig oder packend – immer geschieht etwas, das wir nur bedingt fühlen und verstehen.

So kann Martin Luther, der die Predigt und die Sakramente über alles stellte, wie in einer Karikatur die menschliche Seite des Gottesdienstes benennen, und er weiß doch: Gerade im Unscheinbarsten, im Geringsten, in der Entstellung geschieht das Wunder der Gottesgegenwart. In den Tischreden wird ein kleiner Wortwechsel widergegeben nach einem sonntäglichen Gottesdienst: „Cum uxor sua diceret [Als seine Frau sagte]: Ey, herr, es war so vol in der kirchen, das es stanck, respondit Lutherus [antwortete Luther]: Es ist auch mancher guther hauffen dreck drinnen gewesen, wie wol verborgen, und ist das beste daran, das sie ihn wider außgetragen haben etc.“¹³



Nachweise der zitierten Literatur

1 Martin Luther, Werke, Kritische Gesamtausgabe (WA), Band 49, Predigten 1540/45, Hermann Böhlau Nachfolger, Weimar, 1913, S. 588.

2 Martin Luther, De captivitate Babylonica ecclesiae praeludium (Von der Babylonischen Gefangenschaft der Kirche): „Non ergo sunt confundenda illa duo, Missa et oratio, sacramentum et opus, testamentum et sacrificium, quia alterum venit a deo ad nos per ministerium sacerdotis et exigit fidem, alterum procedit a fide nostra ad deum per sacerdotem et exigit exauditionem. Illud descendit, hoc ascendit ...“, Werke, Kritische Gesamtausgabe (WA), Band 6, Hermann Böhlau, Weimar, 1888, S. 526.

3 Das wird verschleiert, wenn der Gottesdienst begonnen wird mit den Worten: „Wir feiern diesen Gottesdienst im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.“

4 Martin Luther, Von Ordnung Gottesdiensts, Kirche und Schule, Schriften III, hrsg. von Albrecht Beutel, Verlag der Weltreligionen, Berlin, 2015, S. 54.

5 Martin Luther, Kleiner Katechismus, Reformation der Frömmigkeit und Bibelauslegung, Schriften II, hrsg. von Thomas Kaufmann, Verlag der Weltreligionen, Berlin, 2014, S. 202.

6 „Das ist also die wunderbare Tatsache, die in der Liturgie gegeben ist: Kunst und Wirklichkeit ist eins im übernatürlichen Kindsein vor Gott ... Vor Gott ein Spiel zu treiben, ein Werk der Kunst – nicht zu schaffen, sondern zu sein, das ist das innerste Wesen der Liturgie.“ So schreibt Romano Guardini, Vom Geist der Liturgie, Herder & Co. G. m. b. H. Verlagsbuchhandlung, Freiburg, 1922, S. 67.

7 Theologia Deutsch, nach dem Pfeifferschen Text in neues Deutsch gebracht von Rudolf Alexander Schröder, C. Bertelsmann Verlag, Gütersloh, 1948, S. 35.

8 Der biblische griechische Text: „*Hagios, hagios, hagios kyrios Sabaōth. Plērēs pasa hē gēs doxēs autou*“ (Jes 6,3 LXX) wurde in der lateinischen Fassung des Missale Romanum (und in griechischen Liturgien) ein wenig verändert: Sanctus, Sanctus, Sanctus Dominus Deus Sabaoth. Pleni sunt caeli et terra Gloria tua.

„Dominus Deus“ sagte man nun, und der Erde (terra/*gēs*) wurden die Himmel (caeli) beigelegt. In der frühesten deutschen Übersetzung heißt es dann, wieder näher am Wortlaut der Bibel: Heilig, heilig, heilig ist Gott der Herre Zebaoth. Alle Lande sind seiner Ehre voll.

9 Das älteste bekannte dieser Gebete findet sich in der „Apostolischen Überlieferung“ (Traditio apostolica), die dem Presbyter und Gegenbischof in Rom Hippolyt (gestorben um 235) zugeschrieben wird.

Nachzulesen ist es bei Karl-Heinrich Bieritz, Liturgik, Walter de Gruyter, New York, Berlin, 2004, S. 316f.

10 Wilhelm Löhe, Agende für christliche Gemeinden des lutherischen Bekenntnisses, C. H. Beck'sche Buchhandlung, Nördlingen, 1853, S. XIV.

11 Bruno Latour, Jubilieren, Über religiöse Rede, Suhrkamp Verlag, Berlin, 2011, S. 34ff.,

12 Friedrich Nietzsche, Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben, in: Sämtliche Werke, Kritische Studienausgabe in 15 Einzelbänden, hrsg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, Bd. I, Deutscher Taschenbuchverlag, De Gruyter, München, Berlin, New York, 1980, S. 248f.

13 Martin Luther, Werke, Kritische Gesamtausgabe (WA), Tischreden, Band 2, Hermann Böhlaus Nachfolger, Weimar, 1913, Nr. 2563b.

Impressum

Christian Lehnert:
Herab und hinauf
Vom lutherischen Gottesdienst

Herausgegeben von Johannes Goldenstein
und Gundolf Holfert

Im Auftrag der Kirchenleitung der
Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche
Deutschlands (VELKD)

2. unveränderte Auflage, Hannover, 2020

© Amtsbereich der VELKD im Kirchenamt der EKD
Herrenhäuser Str. 12
30419 Hannover

Alle Rechte vorbehalten

Telefon 0511 2796-0
E-Mail: zentrale@velkd.de
www.velkd.de

Gestaltung: www.atelier-thursch.de

Druck: www.wanderer-druck.de

ISBN: 978-3-943201-19-2

Schutzgebühr: 2,00 Euro

zu beziehen über den Amtsbereich der VELKD,
Telefon 0511 2796-532 oder versand@velkd.de

Zum Autor

Dr. theol. h.c. Christian Lehnert ist Dichter und Theologe, seit 2011 zudem wissenschaftlicher Geschäftsführer des Liturgiewissenschaftlichen Instituts der VELKD in Leipzig.